

# Anerkennung: Eine europäische Ideengeschichte

Axel Honneth

Berlin 2018: Suhrkamp, 238 S.

Philip Dingeldey

Greifswald

E-Mail: philip.dingeldey@uni-greifswald.de

Von Axel Honneth kann man lernen, dass das Streben nach Anerkennung die Basis sozialer Kämpfe ist. Nun hat der Philosoph zu zeigen versucht, wie es historisch dazu gekommen ist, dass unter dem Terminus Anerkennung unterschiedliche Phänomene verstanden werden. Dies hat er 2017 im Rahmen einer Vorlesung am *Cambridge Centre for Political Thought* untersucht und dazu nun ein Buch vorgelegt: *Anerkennung: Eine europäische Ideengeschichte*. Dafür hat er die philosophiegeschichtlichen Traditionen dreier europäischer Länder in der Neuzeit in je einem Kapitel analysiert: Frankreich, England und Deutschland. Deren Traditionen hält er für paradigmatisch, wegen ihrer länderspezifischen soziokulturellen Erfahrungshorizonte (9-23).

So sei Frankreich, von Rousseau über Sartre zu den Poststrukturalisten, anerkennungskritisch. Der Übergang der Rousseau'schen natürlichen Selbstliebe zur denaturierten Selbstdarstellung schade der individuellen Autonomie (Rousseau 2008: 136-149/368-373). In der Tat macht Honneth Rousseaus Kritik der Anerkennung – aus dem *Diskurs über die Ungleichheit* – als Narzissmus', der zu sozialer Ungleichheit und Entfremdung führt, zum Kern der französischen Anerkennungstheorie. (38-80)

Die englische Tradition steht diametral zur französischen Wahrnehmung. Hier begrüßten die Sensualisten, Utilitaristen und schottischen Moralphilosophen die Anerkennung. Sympathie, die Projektion fremder Gefühle auf einen selbst und das Gewissen gelten als basale Motivationen moralischen Handelns zur Anerkennung anderer. (81-127)

Honneth präferiert den Deutschen Idealismus. Hier sei das Prinzip der Achtung entscheidend. Bei Kant füh-

re die moralische Selbstgesetzgebung des Individuums zur Unterwerfung unter die Vernunft, was die Achtung zum moralisch-rationalen Gebot mache. Hegel ergänzt dies um das Prinzip der wechselseitigen, freiwilligen Selbstbeschränkung. (133-181)

Anerkennung definiert Honneth abschließend hegelianisch als „Akt einer moralischen Zustimmung zum eigenen Verhalten, den ein Subjekt in sich imaginieren können muss, um überzeugt zu sein, als legitimes Mitglied seiner Bezugsgemeinschaft gelten zu können“ (186). Nun wagt Honneth eine Synthese der Traditionen, um zu einer allgemeinen Bestimmung der Anerkennung zu kommen. Hegel wird zum Angelpunkt des Drahtseilaktes. Zum einen wird dessen Ansatz durch den vom französischen Denken befürchteten Selbstverlust in der Gesellschaft begrenzt. So darf normativ die Anerkennung nicht zur narzisstischen Selbstdarstellung werden. Zum anderen wird die deutsche rationale Achtung und Selbstbeschränkung durch die englische *sympathy* als emotionale Basis angereichert. (186-234)

Das klingt nach einem großen Wurf. Aber Honneths Prämissen basieren oft auf basalen ideenhistorischen Fehlurteilen. So kann er methodisch weder eine Begriffsgeschichte á la Koselleck noch eine Analyse sich wandelnder Konzepte, wie es die Cambridge School tut, in dem Überblickswerk vorlegen. Dem ist es auch geschuldet, dass Vereinfachungen entstehen, um drei Traditionen erkennen zu wollen, die in der paradigmatischen Form nicht selbstevident sind. Etwa schließt Honneth im französischen Kontext den anerkennungsaffinen Montesquieu als Ausnahme aus (78f.). Montesquieu zur Nebenfigur der französischen Tradition zu degradieren ist aber eine fragwürdige Arrondierung der

Ideengeschichte. Denn gerade dessen Werk war in der Aufklärung ein politiktheoretischer Fixstern.

Plausibler und komplex scheint Honneths systematische Bilanz zu sein. Diese ist der innovativste Teil des Buches, da er hier eine eigene Anerkennungstheorie vorlegt. Jedoch funktioniert die Fusion der französischen Tradition, im Gegensatz zur englischen, mit Hegel nur, wenn man den Selbstverlust auf die extremsten Formen der Selbstdarstellung beschränkt. Eine solche Reduktion, etwa von Rousseaus (2008: 269) radikaler Kritik der Zivilisierung, ist nicht unumstritten. Die Reduktion versucht Honneth mit dem Hinweis zu begründen, dass auf den „Zweiten Diskurs“ ja „Vom Gesellschaftsvertrag“ folgte, was den Versuch darstellt, der Menschheit – trotz denaturierender Zivilisierung – Freiheit und Gleichheit in der Gesellschaft zu ermöglichen. (34-65). Die Interpretation, dass aufgrund von Rousseaus Kontraktualismus die Kulturkritik nicht dauerhaft total gedacht ist, ist plausibel, aber wird kontroverser diskutiert als Honneths einseitiger Literaturapparat es zugibt.

Insgesamt bietet Honneth fruchtbare Gedanken und einen historischen Einblick in einen sozialphilosophischen Begriff, der noch kaum historisch untersucht wurde. Der Autor will also eine echte Forschungslücke schließen. Problematisch sind aber die einseitigen Interpretationen. So ist Honneth zwar *der* gegenwärtige Anerkennungstheoretiker, aber ideengeschichtlich bleiben Mängel bestehen.

## Literatur

Rousseau, Jean-Jacques (2008), Diskurs über die Ungleichheit/Discours sur l' inégalité, hrsg. u. komm. v. Meier, Heinrich, Paderborn et al.: UTB.